

HENNING THEISSEN

Der Gottesbegriff nach Corona

Bestandsaufnahme und Blick voraus

Die Corona-Pandemie, die die Welt nun seit etwa anderthalb Jahren im Griff hat, ist nicht vorbei, nur weil in den Industrienationen große Teile der Bevölkerung den nach heutigem Erkenntnisstand vollen Impfschutz erfahren haben und die Krankheit damit einiges von ihrem tödlichen Schrecken einbüßt, der im Frühjahr 2020 Anlass zu drastischen Schutzmaßnahmen – Stichwort „erster Lockdown“ – gegeben hat. Doch gerade deshalb spreche ich heute über den Gottesbegriff „nach“ Corona. Denn soviel haben die letzten achtzehn Monate deutlich gezeigt, dass diese Pandemie ein Krisentreiber für alle nur denkbaren Bereiche des privaten und des gesellschaftlichen Zusammenlebens ist. Die Welt „nach“ Corona wird nicht die altbekannte, sondern nur eine „neue Normalität“ zeitigen können, wie schon im ersten Lockdown mit Recht gemutmaßt wurde. Ein Übergang, der nach dem Ende der Pandemie bei dem anknüpft, was ihm vorausging, wird nicht in Frage kommen, und so gesehen ist es nicht verfrüht, schon heute zu fragen, was sich in der Zeit da-



Henning Theissen (links) im Gespräch mit Dieter Kimhofer.
Foto: Manfred Schlüter

nach ändern sollte. Dass die Zäsur durch Corona so tief ist, erleichtert so paradoxerweise auch den Blick voraus.

Die Kirchen in Deutschland waren durch die von Corona ausgelöste Not in schärferer Form getroffen als bei früheren gesellschaftlichen Krisen, obwohl die Problematik ja zunächst medizinischer und keineswegs religi-

öser Natur ist. Das liegt an der Unterbindung ihrer öffentlichen Wirksamkeit durch das Verbot der Feier von Gottesdiensten (16.03.2020), das sie bei aller Seelsorge, die neben Online-Gottesdiensten als Kernkompetenz der Kirchen im klein(sten) Kreis und im Stillen auch während des Lockdown geübt wurde, wesentlich daran hinderte, ihre Stimme weithin vernehmbar zu erheben. Man kann den Vorwurf der früheren thüringischen Ministerpräsidentin und praktizierenden Katholikin *Christine Lieberknecht*, dass die Kirchen ein derartiges klärendes und helfendes Wort schuldig geblieben seien, also durchaus verstehen. Eine Bestandsaufnahme all dessen, was seit März 2020 von theologischer Seite zu Corona gedacht und geschrieben wurde (wenn schon nicht kirchlich verlautbart), würde gewiss den Eindruck bestätigen, den Günter Thomas, fraglos ein Vordenker der theologischen Arbeit an diesem Thema, schon früh (in einer Artikelserie in der Zeitschrift *zeitzeichen*) beklagt hat: dass keine theologische Gesamtdeutung der Corona-Krise in Sicht ist.

Ich bin überzeugt, dass wir so eine theologische Gesamtdeutung auch in Zukunft nicht sehen werden. Denn wenn sich meine Vermutung, dass die Zäsur durch Corona der Zeit danach kein Anknüpfen gestatten wird, irgendwo bestätigen lässt, dann auf dem Gebiet der Theologie. Mit anderen Worten erwarte ich keine theologische Gesamtdeutung der Corona-Krise, weil Corona selbst randvoll mit Theologie steckt, nämlich mit Fragen, auf die die Theologie nur reagieren kann.

Ein einfaches Beispiel: Die Impfung ist der bis heute wichtigste Lösungsschritt in der Bewältigung der Pandemie. Wer denkt noch daran, dass „impfen“ ein Lehnwort vom lateinischen „*imputare*“ (dt.: gerichtlich zurechnen) ist, also einem zentralen Denkmittel der theologischen Rechtfertigungslehre? Gott „impft“ die Sünder mit seiner Gerechtigkeit, die im menschlich leiblichen Leben wie ein Fremdkörper („*iustitia aliena*“) ihr Werk tut, also nie menschliche Gerechtigkeit sein, Menschen aber doch gerecht machen kann. Was auf den ersten Blick wie eine Bestätigung der Theologie durch außertheologische Vorgänge klingen mag, offenbart in Wahrheit die theologische Not: Die Theologie läuft mit ihrer Rede von dem Gott, der auf diese Weise rechtfertigt, einer Wirklichkeit hinterher, auf die nicht nur sie keinerlei Einfluss hat, sondern die im Falle der Corona-Pandemie die Frage aufwirft, ob der Gott, den die Theologie kennt, ihr gewachsen sein wird.

Nur ganz vereinzelt sind Theologen in den letzten Monaten so tollkühn gewesen, die tödliche Gewalt der Corona-Pandemie als ein Werkzeug in Gottes Hand zu verstehen, mit dessen Hilfe er den Menschen etwas (eigentlich davon Unabhängiges) sagen oder sie zu einer

anderen Lebensführung erziehen will. Meines Erachtens überschreiten solche Vorschläge die Kompetenz der Theologie, zeigen aber natürlich, wie tiefgreifend die Anfragen sind, die Corona an das Gottesbild richtet. Das dürfte auch der Grund dafür sein, dass die große Masse der theologischen Beiträge zu Corona die Gotteslehre betrifft, während der zweite (Christologie) und der dritte Glaubensartikel (Pneumatologie) deutlich weniger Aufmerksamkeit finden. Ich nehme mir deshalb in diesem Vortrag lediglich vor, über die theologischen Herausforderungen zu informieren, die dem Gottesbegriff durch Corona gestellt sind, und einige Mutmaßungen anzustellen, in welche Richtung nach einer Antwort gesucht werden kann.

Das weltweite Auftreten des Virus ist insbesondere eine Anfrage an das Bild eines guten und gerechten, den Menschen zugewandten Gottes. Diese drei Attribute schlagen exakt in die Kerbe dessen, was Hans Jonas 1984 in seinem berühmten Vortrag „Der Gottesbegriff nach Auschwitz“ herangezogen hat.

Gott ist *gut* → Gott will kein Leid für die Menschen

Gott ist *gerecht* → Gott kann diesen seinen Willen durchsetzen

Gott ist den Menschen *zugewandt* → Gottes Handeln ist für die Menschen verstehbar, das heißt der menschliche Glaube an diesen Gott hat den religionswissenschaftlichen Status einer Offenbarungsreligion.

Alle drei Punkte sind für die christlichen Theologien, die sich heute mit Corona auseinandersetzen, ebenso traditionell wie essenziell. Und sie werden alle drei durch Corona in Zweifel gezogen. Wenn das Virus Teil der von Gott geschaffenen Welt ist und Millionen Menschen ohne ihre verursachende Schuld tötet, dann ist (1.) entweder diese Welt nicht gut, also das Gottesprädikat des *Schöpfers* in Mitleidenschaft gezogen, (2.) oder Gott, der die Welt gut geschaffen hat, kann diesen Einbruch des Übels in sie nicht verhindern, ist also nicht *allmächtig* und kann die Verwirklichung des Gerechten nicht sicherstellen, (3.) oder das traditionelle Gottesbild ist nur um den Preis zu retten, dass Menschen daran glauben müssen, ohne es angesichts von Corona noch verstehen zu können, so dass im Blick auf Corona von der *Offenbarung* Gottes nicht mehr wirklich die Rede sein kann.

Ich widme mich den drei Aspekten nun nacheinander.

1. Die Güte der Schöpfung und die bessere Güte der Neuschöpfung

Jonas' Problemschließung lässt sich hervorragend auch auf die Corona-Problematik anwenden. Seine Antwort hingegen findet in der Corona-Krise kaum Gefol-

schaft. Jonas votierte gegen Gottes Allmacht; Gott beglei- te das menschliche Ringen nur wohlwollend, könne aber nicht eingreifen. Diese philosophisch einwandfreie Antwort läuft theologisch auf einen klaren Deismus hinaus. Auf die Corona-Pandemie angewandt hieße das allerdings, sie ist für das Gottesbild irrelevant, und damit wird auch Gott für die Bewältigung der durch die Pandemie ausgelösten Krise irrelevant. Die vielfältigen Beiträge, mit denen Theologinnen und Theologen nach dem Gottesbild in der Corona-Krise gefragt haben, gehen andere Wege.

Für die evangelische Theologie ist Gottes Güte eigentlich seine hervorstechendste Eigenschaft; Luther leitete im Großen Katechismus (1529) schon das Wort „Gott“ vom Wort „gut“ ab. Dabei sind mit Melanchthon Gottes Eigenschaften zu unterscheiden von seinem Wesen, das man mit 1 Joh 4,8 in der Liebe oder aber mit Joh 4,24 im Geist erblicken kann. Denn unter Gottes Wesen wird seit den trinitätstheologischen Aufstellungen des Augustinus dasjenige verstanden, worin Vater, Sohn und Geist sich gleichen, ja ununterscheidbar sind, so dass im Wesen Gottes immer alle drei Personen zusammenwirken; deshalb ist zum Beispiel die Liebe, die Augustinus als Gottes Wesen betrachtete, dasjenige, worin Gott sich den Menschen zuwendet oder offenbart.

Demgegenüber sind Gottes Eigenschaften, wie der Name schon sagt, etwas, das ihm in sich selbst zu eigen ist auch unabhängig von seiner Offenbarung an die Menschen. Die sogenannte Eigenschaftslehre geht in der protestantischen Theologie der Neuzeit (seit F. Schleiermacher) deshalb gern methodisch von der Frage aus, inwieweit göttliche Eigenschaften menschliche Entsprechungen haben oder gerade den Abstand zwischen Gott und Mensch betonen. Hier ist vor allem Gottes Schöpfer- tum einschlägig, das für Augustinus bekanntlich die Zeit setzt. Gottes Eigenschaft, Schöpfer zu sein, ist nicht an die Menschen gebunden. Deshalb schafft Gottes nicht aus Liebe die Welt und die Menschen, sondern umgekehrt: Seine Liebe ist schöpferisch, sie ist das Ja Gottes zu seinem eigenen Gegenüber. Nun schließt dieses Ja für Augustinus die Möglichkeit immer schon ein, dass Menschen Nein zu Gott sagen; bekanntlich ist Augustinus im selben Atemzug, in dem er die Einzigartigkeit Gottes als Schöpfer festhält, auch der Begründer der Erbsünden- lehre. Das hat ihm in der modernen Theologie eine schlechte Presse eingetragen.

Aber mit Corona wird ja alles noch viel „schlimmer“: Was, wenn nicht erst die Menschen das Nein zu Gottes Schöpfer- tum verkörpern, sondern schon eine anonyme Macht wie das Coronavirus die Schöpfung negiert und zerstört? Was hilft es da, dass Gottes Schöpfer- tum noch über die Schöpfung steht, wie entsteht oder erschöpft sie

auch sein mag? Problemerkörnungen dieser Art haben verschiedene Theologinnen und Theologen dazu bewo- gen, Corona als die „Schattenseite der Schöpfung“ oder als eines der Schöpfung innewohnenden Risiken zu be- greifen. Das klingt zunächst unaufgeregt und einsich- tig, aber Gottes Güte ist natürlich direkt tangiert. Denn wenn das Schöpfer- tum diejenige göttliche Eigenschaft ist, die seinem liebenden Wesen, das er den Menschen offenbart, zugrunde liegt, dann ist dieses Schöpfungs- risiko ein Angriff auf Gottes Güte.

Es reicht theologisch also nicht aus, Realitätssinn zu wahren und die Schwachstellen der Schöpfung zu ak- zeptieren. Dieser für sich genommen richtige Gedanke muss auf die Gotteslehre, konkret auf Gottes Schöpfer- tum zurückwirken, und das geht nur so, dass Schöpfung immer im Zusammenhang mit Neuschöpfung gedacht wird. Der schon erwähnte Günter Thomas, der sich über das Thema der Neuschöpfung habilitiert hat, schärft in seinen theologischen Äußerungen zur Corona-Pande- mie diesen Zusammenhang von Schöpfung und Neu- schöpfung mit Recht ein.

Dieser Zusammenhang ist wichtig, denn er bewirkt das Gegenteil, was bloßer Realitätssinn oder ein nüchternes Bewusstsein für die Schattenseiten der Schöpfung sonst bewirkt. Normalerweise ist die damit einhergehende Haltung nämlich die, dass man sich mit diesen Schatten- seiten abfindet und nach dem Maß menschlichen Ver- mögens das Beste aus der Schöpfung macht, weil Gott ja nun mal keine andere Schöpfung bewerkstelligt hat. Es ist im Grunde das alte Theodizeeargument seit Leibniz, dass die Welt, in der wir unter Einschluss des unerklär- lichen Übels leben, die beste aller möglichen Welten sei. Aber Leibniz war eben Deist und kannte nur eine an- fängliche Welterschöpfung; die Idee, dass Gott sein Schöpfer- tum noch einmal neu betätigt, die alte Schöpfung daran aber Anteil bekommen kann, war für ihn nicht nachvollziehbar. Positiv gesagt: Die Erkenntnis dieser Naturmacht, die die Schöpfung schädigt, aber auch of- fenbar aus ihr hervorgeht, muss zur Hoffnung auf eine bessere Güte Gottes führen. Realitätssinn muss sich mit Hoffnung verbinden.

2. Nicht besser, sondern anders: Deeskalierende Allmacht

Die Vorstellung einer „besseren Güte Gottes“ führt schon ganz nah an das zweite Gottesattribut heran, das durch Corona infrage gestellt wird: Gottes Gerechtigkeit, also sein Vermögen, das Gute auch durchzusetzen. Ich lasse hier auf sich beruhen, ob der Begriff der Gerech- tigkeit Gottes mit der Vorstellung schon ausgeschöpft ist, dass Gott das Gute auch durchzusetzen vermag. Die analytische Philosophie nennt eine solche Gerechtig-

keitsdefinition, die einfach auf die Durchsetzung des Guten zielt, teleologisch (W. K. Frankena), und dabei kommen wichtige Verfahrensgesichtspunkte, die wie etwa der der Fairness (J. Rawls) zur Gerechtigkeit hinzugehören, vermutlich zu kurz. Das können wir aber beim Blick auf die theologische Herausforderung Corona beiseite lassen. Denn wenn das Gute, dessen Durchsetzung gerecht werden kann, sich gegen ein anonymes, jedenfalls keiner Schuld anklagbares Übel wie ein Virus richtet, dann steht für die theologische Betrachtung mit der Frage nach Gottes Gerechtigkeit zugleich und sogar vorrangig Gottes Allmacht zur Disposition (ganz ähnlich wie schon in dem erwähnten Vortrag von Jonas).

Die evangelische Theologie der Gegenwart hat sich am heimlichen Leitfaden der aristotelischen Unterscheidung von *praxis* und *poiesis* darauf verständigt, den klassischen Begriff der Allmacht nicht als Eigenschaft von Gottes Handeln, sondern als ein Handlungsvermögen zu verstehen, das im Gegensatz zum klassischen Handlungsbegriff des Aristoteles nicht durch sein Ergebnis oder, noch technischer gesagt, durch sein Produkt bestimmt ist, sondern eine Beziehung darstellt. So wurde es möglich, Allmacht als Liebe zu interpretieren, wie es W. Härle unvergleichlich elementar gelungen ist: „Es gibt letztlich keine Macht, die größer wäre als die Liebe“ (Dogmatik, S. 259, Hervorhebungen aufgehoben).

Diese wichtige Erkenntnis hat allerdings einen Haken. Sie verwischt die Unterscheidung zwischen Gottes Eigenschaften und seinem Wesen und wird dann auch in der Frage unscharf, inwieweit Analogien zwischen Gott und Mensch bestehen und wo gerade nicht. Ist die Liebe, von der hier geredet wird, mit menschlicher Liebe vergleichbar oder gerade nicht? Die einfache Frage deutet an, dass die Interpretation der Allmacht als Liebe ihre Pointe nicht darin hat, das Phänomen der Liebe auf den Schild zu heben, sondern den Maßstab, an dem beide aufeinander bezogen werden sollen, neu zu bestimmen. Konkret: Allmacht als Liebe verabschiedet die Vorstellung, dass Allmacht eine ins Nonplusultra gesteigerte Macht sei; sie lässt den steigenden Vergleich aus dem Spiel, der in den Sachen Macht in aller Regel (und so auch beim Gottesbegriff) nur eine Machtspirale in Gang setzt. Das ist zu erläutern.

Allmacht als Liebe kann (analog zur „besseren Güte“ der Neuschöpfung gegenüber dem „sehr gut“ der ersten Schöpfung) nicht nur quantitativen, sondern muss qualitativen Vorzug vor anderer Macht haben. Das aber lässt sich durch bloße Steigerung niemals erreichen, auch nicht im Superlativ, der ja lediglich sagt, dass das Beste mehr ist als das im Vergleich zweier gegebener Größen Siegreiche, nämlich das in jedem Vergleich Siegreiche – aber eben doch nur im Vergleich.

Eine wirklich qualitative Allmacht müsste demgegenüber nicht bessere oder beste, sondern *andere* Macht sein, die ihre Qualität gerade wegen ihrer Andersartigkeit nicht im Vergleich mit anderen Mächten zeigen kann, denn das hieße Äpfel mit Birnen vergleichen. Hilfsweise kann man vielleicht sagen, Allmacht sei nicht die beste, sondern die allerbeste Macht. Die Linguisten haben den Begriff des Elativ gebildet, der morphologisch (also in der Form) nicht vom Superlativ zu unterscheiden ist, aber eine Vorzüglichkeit meint, die über jeden Vergleich erhaben ist.

Die theologische Herausforderung durch die Corona-Pandemie ist ein Paradebeispiel für so ein elativisches Verständnis der Allmacht. Macht, die über jeden Vergleich erhaben ist, entsagt der sonst so machtypischen Auseinandersetzung, die ja im echten Leben die Entsprechung zu dem ist, was die Steigerung in der Grammatik ist, nämlich – wenn man Steigerung einmal mit dem Fremdwort sagt – Eskalation. Echte Allmacht setzt sich also *deeskalierend* durch, sie besteht in der Hinwendung zum Machtlosen, was in der Corona-Pandemie ganz konkret der Schutz der besonders vulnerablen Gruppen ist, dem sich gerade die verschreiben, die durch ihre eigenen Konstitution stärker dastehen oder besser geschützt sind.

Es verdient vielleicht einen Hinweis, dass die Akzeptanz allgemeiner Einschränkungen zugunsten der besonders Benachteiligten dasjenige ist, was die gegenwärtige Philosophie seit dem Fairnesskonzept von J. Rawls unter Gerechtigkeit versteht. Wenn die Theologie unter dem Eindruck von Corona lernt, Allmacht als andere Macht, als *deeskalierende Hinwendung zu den Benachteiligten* zu denken, gibt sie damit auch eine neue Antwort auf die Frage nach Gottes Gerechtigkeit. Das wäre ein Beispiel für die Ladung Theologie, die in der Corona-Krise immer schon steckt und nicht erst an sie herangetragen werden muss.

3. Offenbarung: Ein Gott, dem nichts Menschliches fremd ist

Zu Gottes Güte und Gerechtigkeit gehört nach theologischer Überzeugung hinzu, dass er sich den Menschen zuwendet auch in dem Sinn, dass sie ihn dadurch erkennen können. Die Theologie bezeichnet diesen Sachverhalt als Offenbarung. Traditionell wurde Offenbarung als Kundgabe göttlicher Geheimnisse verstanden und daher in einem Sender-Empfänger-Modell gedacht, dessen klare Einbahnstraßenregelung die Unvergleichlichkeit Gottes gegenüber den menschlichen Rezipienten seiner Offenbarung unterstrich. Allerdings trug dies auch zu einem problematischen Exklusivitätsanspruch bei, den Offenbarungsreligionen gern und schnell be-

haupten. Bei der berechtigten Kritik an diesen Exklusivitätsansprüchen wird häufig übersehen, dass sie auch auf Seiten Gottes, nicht nur seitens der Religionen, etwas Ausschließendes hat. Denn wenn Gottes Offenbarung die Kundgabe von etwas von ihm Unterschiedenen ist, bleibt er in irgendeinem Maße selbst von der Offenbarung ausgeschlossen.

Das zweite Drittel des 20. Jahrhunderts brachte für diese Schwierigkeit eine Lösung in Anschlag, die sich nicht zuletzt der Auseinandersetzung mit den Totalitarismen jenes Jahrhunderts verdanken dürfte. Anstatt mehr oder minder unausdrücklich ein Modell von Sender und Empfänger zu unterstellen, ging man dazu über, Gottes Offenbarung als eine Klarheit zu denken, die in Gott selbst gegeben ist – Gott ist sich selbst völlig durchsichtig – und der es zueigen ist, sich zu verbreiten, so wie das Licht die Dunkelheit vertreibt, ohne dass man es dazu eigens weitergeben müsste. Auf Seiten der Menschen meint Offenbarung dann ihre Erleuchtung. Dieses illuminatorische Offenbarungsmodell ist alles andere als neu (tatsächlich steht es hinter vielen antiken und mittelalterlichen Erkenntnistheorien), hat aber unter modernen Bedingungen den besonderen Nebeneffekt, dass es eine Ähnlichkeit zwischen Gott, der sich offenbart, und den Menschen, die dadurch erleuchtet werden, unterstellt. Ohne eine solche Ähnlichkeit (theologisch: Gottebenbildlichkeit) ließe sich nicht erklären, wie sich die in Gott bestehende Klarheit bei den Menschen verbreiten kann.

Der moderne Begriff für diese Ähnlichkeit ist zweifellos der der Person als vernünftiges Individuum. Obwohl die Vorstellung schon auf Aristoteles zurückgeht, ist dieser Personbegriff zweifellos ein Erfolgsmodell der Moderne. Gott offenbart sich in personaler Gestalt (im Menschen Jesus Christus) und ermöglicht Menschen damit, in ein persönliches Verhältnis zu ihm zu treten. So weit, so klar. Die Corona-Pandemie (und sie nicht einmal als erstes) hat besonders mit ihren frühen Bildern von überfüllten Intensivstationen, hilflosen beatmungsbedürftigen Patienten und nicht zuletzt bis zum Anschlag beanspruchten Helferinnen und Helfern das Zutrauen in diese Säule der modernen Theologie erschüttert. Was zählt angesichts des Ringens um Vitalfunktionen menschlicher Körper das hehre Ideal der Person als vernünftiges Individuum? Was nützt auch eine Religion, die sich Gott vor allem als Person in diesem Sinne denkt (etwa in der Lehre von der Trinität und ihren drei Personen)? Natürlich kann man sagen, dass im Personbegriff noch anderes steckt als die Vernunftnatur des Einzelnen, nämlich die Qualität des Menschseins als Beziehungswesen. Personen sind Menschen in und durch ihren Umgang miteinander. Auch das ist gute theologische Tradition, die in diesem Fall stärker an Augustinus als an Aristoteles

anknüpft. Aber auch sie wird durch dieselben Bilder der Corona-Pandemie zerpfückt. Abstandsregeln, die Abschottung vulnerabler Gruppen von Besuchern, das einsame Sterben ohne die ausgesperrten Angehörigen lassen trotz solcher Ideen wie Balkonzkonzerten oder Besuchercontainern vor Altenheimen die Idee der Person als Beziehungswesen genauso schal werden wie den vernunftzentrierten Personbegriff.

Im vergangenen Jahr unternahm die deutsche Öffentlichkeit einen fragwürdigen Versuch, diese Probleme unseres Personideals zu beheben. Ich kann nicht sagen, ob es der Spiegel oder die Bildzeitung war, aber eine von beiden hob die Kategorie der „Helden des Alltags“ auf den Schild. Gemeint waren damit die, die sich ohne große Aufmerksamkeit um die Bedürfnisse der Menschen kümmern, wenn es einmal nicht um das hehre Personideal geht, sondern um den Einkauf im Supermarkt um die Ecke, um die Aufrechterhaltung des ÖPNV. Damit sollte denen, die all diesen Betrieb im Lockdown fortführen, Anerkennung gezollt werden. Sie sollten endlich einmal wahrgenommen und gewürdigt werden, man kann schon sagen: sie sollten das positive Gesicht in der Bekämpfung der Pandemie werden, und insofern zielte die Kampagne „Helden des Alltags“ durch die Hintertür doch durchaus auf die Person dieser Helden.

Dabei wurde allerdings vernachlässigt, dass es in aller Regel kein heroischer und oft genug nicht einmal ein freiwilliger Entschluss dieser Helden des Alltags war, der sie tun ließ, was sie auch im Lockdown weitertaten. Ihr Heroismus folgt schlicht der Logik einer Aufrechterhaltung der Grundversorgung und war die erzwungene Konsequenz einer Politik, die das gesellschaftliche Leben in dem Maße stilllegte, wie es über die Stillung von Grundbedürfnissen hinausging. Man könnte sagen, die Verehrung von Helden des Alltags dokumentiert eigentlich nur das Auseinanderklaffen zwischen dem hehren Ideal der Person und der Bedürftigkeit der menschlichen Leibesnatur. Wie sehr diese Kluft durch Corona noch verschärft wurde, bekamen gerade die Kirchen zu spüren, denn religiöse Versorgung zählte, wie das Verbot öffentlicher Gottesdienste zeigte, nicht zu den Grundbedürfnissen des Menschen. Theologisch gesprochen heißt das, dass die Kategorie der Person als Boden des Menschseins, auf den die Offenbarung Gottes fallen und fruchtbar werden soll, erodiert, wenn keine theologisch durchdachte Bedürfnisethik danebensteht. Gott, der sich Menschen in ihrer Personalität und ihrer Bedürfnisnatur offenbart, muss ein Gott sein, dem nichts Menschliches fremd ist und der alles menschliche Bedürfnis sozusagen am eigenen Leib durchlitten und überwunden hat.

Die Gedankenfigur, die ich damit aufrufe, ist der Theologie wohlbekannt, aber erstaunlicherweise ist sie in der

Corona-Krise nicht in der eigentlich erwartbaren Weise zur Geltung gebracht worden. Lag es an der Sorge, der mitleidende Gott könnte diesmal der Wucht des hereinbrechenden Leids unterlegen sein? Ich halte das für denkbar. Doch bei Lichte betrachtet, stand es in keiner theologischen Krise, die am überlieferten Bild Gottes kratzte, besser um ihn; immer bedeutet Gottes Passion – nicht anderes ist ja dieses Leid – die ganz reale Option, dass dieser Gott wirklich scheitert, wie es nach christlichem Bekenntnis und Eingeständnis sein Sohn am Kreuz tut, solange man keine österliche Perspektive darauf wirft. Es ist vielleicht nur kalendarischer Zufall, aber doch bezeichnend, dass die Vereitelung öffentlicher Gottesdienste auch und gerade das Osterfest 2020 traf. Das vielfach beklagte Schweigen der Kirchen in der Corona-Krise würde so berecht.

Ich habe das Material ausgebreitet, das ich im Rahmen dieses Vortrags entfallen kann. Gerade der zuletzt geltend gemachte Gesichtspunkt des mitleidenden Gottes könnte nach den Krisen, die schon das 20. Jahrhundert erlebt hat und für deren theologische Bewältigung der Name Dietrich Bonhoeffers wie wenige sonst steht, durchaus konventionell erscheinen. Wie weit ist es dann her mit der theologischen Zäsur, die ich für Corona behauptet habe? Müssten wir nicht noch ganz anders, wirklich neu denken, wenn die These dieser Zäsur stimmt?

Ich habe dieser Schlussfrage wenig mehr entgegenzusetzen als den wiederholten Hinweis, dass die Theologie der Wirklichkeit, von der sie redet, tatsächlich nur hinterherlaufen kann. Und gerade, wenn die Corona-Krise, wie ich behauptet habe, schon voll von Theologie ist, wird diese sorgsam achtgeben müssen, nicht der Wirklichkeit Corona, sondern der Wirklichkeit Gott hinterherzulaufen. Davon wird abhängen, ob ihr – der Theologie, nicht der Wirklichkeit der Corona-Krise und schon gar nicht der Wirklichkeit Gottes – Scheitern oder Zukunft beschieden ist.

*Prof. Dr. Henning Theißen,
Professor für Systematische Theologie*